

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Wilhelmshavener Tageblatt und amtlicher Anzeiger.
1881-1909
14 (1888)**

57 (7.3.1888)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-1060222](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-1060222)

Wilhelmshavener Tageblatt

amtlicher Anzeiger.

und



Anzeigen
nehmen auswärts alle Annoncen-Bureaus, in Wilhelmshaven die Expedition entgegen, und wird die 5 gespaltene Corposseite oder deren Raum für hiesige Inserenten mit 10 Pf., für Auswärtige mit 15 Pf. berechnet. Reklamen 25 Pf.

Redaktion u. Expedition: Kronprinzenstraße Nr. 1.

Publikations-Organ für sämtliche Kaiserl., Königl. u. städt. Behörden, sowie für die Gemeinden Neustadtgödens u. Bant.

No. 57. Mittwoch, den 7. März 1888. 14. Jahrgang.

Unser Kronprinz.

Das Kopenhagener Blatt „Politiken“ hatte eine Mittheilung über das Aussehen des Kronprinzen gebracht, welche wir der „Nordb. Allg. Ztg.“ entnommen hatten. Es stand in derselben, daß der Kronprinz wie ein abgekehrter Mann aussehe; sein Bart sei ganz weiß, die oberen Vorderzähne seien ausgezogen worden, damit die Kräfte beim Untersuchen des Kessellopfers einen bequemeren Einblick hätten; das Körpergewicht sei nur noch sehr gering u. s. w. Zu dieser Angelegenheit wird der „Magd. Ztg.“ von ihrem Korrespondenten gemeldet: Die Angaben über Haare und Zähne sind erfunden. Das Gewicht ist nicht zu ermitteln. Das Aussehen aber ist, wovon ich mich eben wieder persönlich überzeugt habe, zwar etwas angegriffen, aber sonst fast unverändert.

— Neußerungen des Prof. Ruzmaul gemäß ist, wie der „Köln. Volks-Ztg.“ aus Straßburg gemeldet wird, das Allgemeinbefinden des Kronprinzen so, daß das Schlimmste befürchtet werden muß. Ein starker Kräfte-Verfall ist vorhanden.

Rom, 5. März. Die Kammer nahm einstimmig eine Resolution an, dem deutschen Kronprinzen, der Kronprinzessin und dem Kaiserpaar den einmüthigen Wunsch der italienischen Nation für die Wiedergenesung des Kronprinzen auszusprechen. Crispi erklärte, Italien entbiete dem erlauchten Gaste und Freunde des Königs die besten Grüße und wünsche die Wiedererlangung seiner Gesundheit, um dereinst das mächtige deutsche Reich regieren zu können.

Politische Rundschau.

R. So alt wie die Staatenbildung überhaupt, so alt ist auch der Widerstreit zwischen Staat und Kirche. Früher gab es keinen Unterschied darin; er entstand erst, als die Könige aufhörten, zugleich Priester zu sein, und die Interessen demnach auseinanderliefen. Jetzt war es nicht mehr statthaft, daß die Herrscher nur immer zuerst an die Kirche, den Kultus, dachten, an den Staat aber erst in anderer Linie, jetzt verlangte der Staat nur zu oft gebieterisch sein Recht, das Recht der Selbstständigkeit. . . und erbitterte Kämpfe entstanden zwischen den Königen und Priestern. Leider aber gelang es nie, diesen alten Kampf auszulöschen, und bis auf den heutigen Tag blieb die Kirche noch unbeflegt, wenn ihre Gewalt ja allerdings auch in der Weise aufgehört hat, daß die Könige nichts mehr, als die ersten Diener der Kirche sind. Fragt man nun nach dem Grunde, weshalb die Staatsidee nicht zum unbedingten Durchbruch kommen kann, so ist die Beantwortung sehr leicht, da es auf der Hand liegt, daß die Staatsgewalt noch immer nicht ohne das Ja und Amen der Kirche zu bestehen im Stande ist. An die Kirche wird das Volk durch die Religion gefesselt, und so bilden Religion und Kirche misammen ein Band, das zu zerreißen noch Niemand gelungen ist. Daß ein Unterschied zwischen Religion und Kirche besteht, sehen die meisten Menschen noch nicht ein, für sie sind beide Theile Eins, und der Priester hat infolge dessen eine beinahe unzerstörbare Gewalt über die Herzen und Köpfe der Menschen. Es ist deshalb auch ein verzweifelter Kampf wider die Priesterschaft und die Kirche! Die Wahrheit dieses Sages haben wir in Deutschland selbst nur zu oft erfahren und just das letzte Mal in allerjüngster Vergangenheit. Die Kirche, und ganz besonders die katholische, strebt nach unbeschränkter Herrschaft, ihr sollen sich alle Verhältnisse auch im Staate unterordnen, vor Allem aber möchte sie auch frank und frei mit der Schule schalten und walten. Wie schwer es gehalten hat, dem Staate die Oberaufsicht und die Bestimmung über die Schule zu erkämpfen, weiß Jeder, welcher das kulturelle Leben kennt, weiß Jeder, welcher

sich des Gegensatzes zwischen Staat und Kirche bewußt ist. Jetzt pocht der Ultramontanismus aber auf die Verlegenheit des vor der Kirche zurückgewichenen Staates und verlangt die Auslieferung des katholischen Theils der Volksschule im deutschen Reich an den Klerus. Und unsere protestantischen Orthodoxen sind in den Herrschgelüsten nicht bescheidener, für sie heißt der Schlagtruf: „Größere Freiheit auch für die evangelische Kirche!“ Es ist traurig, daß dieses Gebahren den Staat als einen Räuber und Tyrannen darstellt, der doch nur seine Pflicht gegen sich selbst und gegenüber dem Kulturfortschritt der Menschheit erfüllt, wenn er seine Selbstständigkeit wider die Hierarchie hüben und drüben zu schützen sucht. Möge der Kirche alles zu Theil werden, was ihr zukommt, doch wolle auch der Staat bedenken, daß der eine seiner Arme schon von der Kirche geklämt ist. — Der Sultan wird jetzt hart gedrängt, da Herr v. Melidow gemeinsam mit den Vertretern Frankreichs und Deutschlands noch einmal energisch von der Pforte die Erklärung verlangt hat, daß die Regierung des Prinzen Ferdinand ungescheit sei. — Ein Desterreicher, der sich einen „wüthigen Landsknecht“ nennt, hat eine Betrachtung über die Vorkommnisse bei einem unvermeidlichen Kriege angestellt, sogenannte „politische Träumereien“. Bezüglich Deutschlands anerkennt er, daß Desterreich nach menschlicher Berechnung für alle Zeit aus dem deutschen Reich ausgeschieden ist und daß dies für das Glück Deutschlands nothwendig war. Aber auch für Desterreich habe sich diese Trennung segensreich erwiesen; weil es selbstständig in seiner Politik geworden wäre. Hierdurch sei die Festigung der habsburgischen Monarchie endgiltig festgestellt. Der Todfeind Desterreichs sei der Panlawismus, dem er seine Berechtigung nicht abspredien wolle, wenn man in der Politik das Recht der Selbsterhaltung anerkenne. Trotdem der Panlawismus das nationale und religiöse Element in den Vordergrund schiebe, so wäre das wirtschaftliche doch jedenfalls das wichtigste; weshalb er denn auch an dieser Stelle hauptsächlich zu bekämpfen sei. Was die Czaren betreffe, so hätten sie nur eine Wahl: entweder österrreichisch zu bleiben, oder im Germanismus zu verschwinden. Die Serben seien weit wichtiger. Leider habe Desterreich-Ungarn gegen sie bisher nie recht schaffen gehandelt; da es sie stets im Stich gelassen habe, wenn die Interessen des österrreichischen Staates sie nicht mehr bedurften. Im Andenken an diese äble Behandlung hätte sich auch bei den Serben ein traditionelles Mißtrauen gegen Desterreich-Ungarn herausgebildet. In Bezug auf die politischen Ziele des nächsten Krieges gelte es, Rußland, das ohne Aufheben Europa beunruhige, soweit als möglich nach Asien zurückzudrängen. Die Staaten hätten noch immer an aggressive Ziele zu denken, wenn sie nicht zurückgehen wollten. Das Reich im Osten habe dem Abendlande gegen das Andringen der asiatischen Barbarenhorden gebiet und als kulturelles Bindeglied mit dem Morgenlande. Diese dem Bestande der österrreichischen Monarchie zu Grunde liegenden Verhältnisse beständen solange in Gültigkeit, solange zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande nicht ein vollständiger Kulturaustausch stattgefunden habe. Dadurch werde Desterreich-Ungarn aber gezwungen, seiner Aufgabe getreu zu bleiben. Desterreich müsse festen Fuß fassen im Abendlande und im Morgenlande, es habe neben dem ungarischen Dualismus noch eine polnische Staatsgruppe und aus Dalmatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro und Serbien, inbegriffen des noch türkischen Albanien, ein viertes Glied zu bilden. Das müsse Desterreichs Aufgabe sein, die sich mit dem Historischen auch decke. Deutschland müsse aber die russischen Ostprovinzen, Schweden und Finnland an sich reißen, Konstantinopel aber dem

Papste als weltliches Besitzthum überlassen werden. Ob diese „Träumerei“ im Vatikan nicht ursprünglich geträumt worden ist? Sie wäre der geistreichen Politik eines Leo XIII. würdig, da sie auf Thatsachen und richtigem Verständnis beruht und geschickt die Frage der weltlichen Macht des Papstthums mit den Tages- und Machtfragen in engste Verbindung bringt. — Ein Abriß der Evangelischen Allianz an den Kaiser von Rußland und das Antwortschreiben des Oberprokureurs des russischen Synod bieten einigen russischen Blättern, wie wir den Ausführungen der „Nigalschen Ztg.“ entnehmen, Stoff zu Betrachtungen. Die russische „St. Petersburg Zeitung“ hat ihre Meinungsäußerung übergeschrieben: „Ein Mißverständnis“. Sie zollt der Klarheit und dem historischen Verständnis des Oberprokureurs Probedonoff, der in wenigen Worten ein scharfes Bild der gegenseitigen Beziehungen zwischen Rußland und dem Westen auf dem Gebiete der Religion und Kirche entworfen habe, den Tribut der Achtung. Bei uns, schreibt das Blatt dann weiter, giebt es keine Fragen des Lutherthums, wohl aber in großer Zahl, mehr als nöthig ist, lutherische Pastoren, welche Hand in Hand mit Literaten und Feudalen an der Staatsgewalt Rußlands in den baltischen Landen zu rütteln versuchen. Das sei Jedermann bekannt und diese Dinge nicht zu kennen, sei nur in der schönen fernen Schweiz möglich. Um was handelt es sich? Um die Gewissensfreiheit der deutschen Feudalen? Die Freiheit, habe Eduard Scherer gesagt, sei der größte Calamität der modernen Geschichte! Es bestehe ein kolossales Mißverständnis in Bezug darauf, was wahre religiöse Freiheit bedeute, was ein Gewissen sei und unter welchen Bedingungen es sich auf die idealste Weise entwickeln könne. Unter solchen Umständen müsse es Rußland angeheimgestellt werden, seinen eigenen Standpunkt in dieser Frage zu wahren, und zwar um so mehr, als das russische Staatsgesetz, indem es Proselytenmacherei verbiete, alle Religionen und jedes einzelne Gewissen in gleicher Weise schütze.“ (Das klingt recht schön, in Wirklichkeit ist es aber doch etwas anders in Rußland.)

Deutsches Reich.

Berlin, 5. März. (Hof- und Personal-Nachrichten.)
Se. Majestät der Kaiser leidet, wie wir erfahren, an einem leichten Erkältungsstade, wodurch Allerhöchstselbe voraussichtlich genöthigt sein wird, auf einige Tage das Zimmer zu hüten. — Im Laufe des heutigen Tages nahm Seine Majestät der Kaiser einige Vorträge entgegen und arbeitete Nachmittags einige Zeit mit dem Chef des Civil-Kabinetts Wirlk. Geh. Rath v. Wilmowski. — Am gestrigen Nachmittage hatte Se. Maj. der Kaiser auch noch Se. Durchl. den Fürsten Radziwill empfangen. Abends war dann bei der Königl. Majestät eine kleinere Theegesellschaft, an der auch Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Wilhelm sowie der Erbprinz von Sachsen-Meiningen und der Herzog und die Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin Theil nahmen. — Die Ankunft Er. Königl. Hoh. des Prinzen Wilhelm aus San Remo ist gegen Donnerstag zu erwarten. In Begleitung des Prinzen befinden sich der Hofmarschall von Liebenau und der persönliche Adjutant v. Grävenitz hat sich nach mehrtägigem Aufenthalte in Berlin gestern von hier nach Wien zurückgegeben.
— Abg. Kallmann hat mit Unterstützung der National-liberalen zur dritten Berathung des Etats nachstehenden Antrag eingebracht: Der Reichstag wolle beschließen: Anknüpfend an die Resolution des Reichstags vom 14. Juni 1881 und an die Be-

Im Kampf um sein Erbe.

Roman von G. Löffel.

(Fortsetzung.)

„Was kümmerte das Sie, so lange es die Befriedigung Ihres albernem Ehrgeizes galt.“
„Albernem Ehrgeizes?“ rief Sperber mit unerschämtem Lachen. „Reichen Sie mir die Hand, Kommerzienrath. Sie dürfen es. Mein Ehrgeiz reicht nicht weiter, als bis zu einem guten Bissen und bequemem Lager; der Ihre geht nach einem Ordensbändchen, einem „Bon“ und was dergleichen Albernheiten mehr.“
„Sie werden unerschämt!“
„Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder.“
„Ich muß mir das gefallen lassen. Aber kommen wir zu Ende. Auf das Andere komme ich schon noch einmal zurück.“
„Ja, kommen wir zu Ende“, sagte Sperber, „und überführen Sie sich noch einmal, wie Unrecht Sie Ihrem treuesten Diener thun.“
Der Kommerzienrath ging wüthend auf und ab; er erwiderte gar nichts.
„Ich blieb also im Schloß“, fuhr nun Sperber in seinem Bericht fort, „und zwar nicht in der Absicht zu faulenzeln und den großen Herrn zu spielen, denn das hat man hier viel angenehmer, sondern nur meinen ersten Gedanken, Werner könne hier Papiere, Dokumente suchen und finden, noch weiter zu verfolgen.“
„Und Sie fanden etwas?“ fragte der Kommerzienrath hastig, überstürzt.
„Ja, und ich fand etwas.“
„Wo? In dem alten Thurm?“
„Nein, aber in jenem kleinen Theil der alten Gewölbe, welcher nicht zur Krypta gehört.“
„Es giebt einen solchen?“
„Ja.“
„Und der wäre nicht restaurirt, nicht auf seine Festigkeit hin geprüft worden?“
„Nein. Sie wissen, daß das neue Schloß wegen seiner moderneren breiten Anlage — es ist wohl mehr Palast als Schloß —

sich mit dem Plan der alten Burg nicht deckt und daß dadurch mehrere Stellen frei geworden sind, welche früher bebaut waren. Die Ruine blieb Jahre lang stehen, ehe Sie sich zu dem kostspieligen Neubau entschlossen. Da hat man nun nicht benutztem Baugrund wenig oder gar keine Beachtung mehr geschenkt und die halbverfallenen alten Gewölbe ihrem Schicksale überlassen. Und diese kleine Ursache hatte eine große Wirkung: Sie blieben im Besi.“
„Was nicht der Fall gewesen wäre, wenn —?“
„Wenn man die Aufräumungsarbeiten mit derselben Vorsicht und demselben Eifer betrieben hätte, wie den Neubau.“
„Ich gab damals selbst den Befehl, daß Alles nicht verwendete Terrain unberührt bleiben sollte. Ich wollte damit die ehrwürdigen alten Reste der Burg“ Nizenstein der Nachwelt erhalten.“
„Man hat also Ihren Befehl nur zu strikte befolgt, und zu Ihrem Glücke.“
„Erklären Sie mir das.“
„Ich kam also bei der genaueren Befestigung des Bauungsplanes sogleich auf den Gedanken, daß hier wohl noch verschüttete Gewölbe sein müßten, in denen vielleicht noch etwas zu finden wäre.“
„Und da dachten Sie gleich an die Beweise von Werner's Identität?“
„Offen gestanden — nein. Ich dachte vielmehr an Geld, einen Schatz oder dergleichen, den ich für meine eigene Rechnung zu heben gedachte. Die Krypta war neu fundirt und gut ummauert; zu dort gab es keinen Eingang. Einen solchen aber fand ich von dem Thurmgebölbe aus; denn von dem Thurm führte, was Sie nicht einmal gewußt haben mögen, ein unterirdischer Gang nach dem alten Schloß. Mit Hilfe dieses Ganges, einer Laterne, eines Dreieisens und meiner — Gelddürftigkeit arbeitete ich mich dann bis zu einer Stelle durch, wo unter Schutt und Trümmern ein starker eiserner Kasten eingebettet lag. Er mochte im Stützen der bereits morschen Decken durchgeschlagen haben und von dem ihm nachfolgenden Schutt und Gebröck ganz verdeckt worden sein.“
„Sie erbrachen also diesen Kasten?“ fragte nun siebernd der Kommerzienrath.
„Das hatte ich nicht einmal nöthig. Ein kleiner Schlüssel,

zwar schon verbogen und ganz verrostet, steckte darin, als wenn die Kasette noch kurz vor dem verheerenden Ereigniß gebraucht worden wäre.“
„Und was — was enthielt die Kasette?“
„Die Familienpapiere der Güfens und —“
Er machte absichtlich eine Pause, um seinen Worten größere Wirkung zu geben.
„Und?“ hefte es über des Kommerzienraths bleiche Lippen.
„Und die handschriftlichen Aufzeichnungen des Barons, seine Memoiren oder Tagebuchnotizen.“
„Und die —“
„Bestätigen im vollen Umfange, was dieser Werner von seiner Flucht erzählt, sowie auch meine früher geäußerte Meinung, daß die Krankheit Werner's von dem Baron nur fingirt gewesen sein könne, um dem leichtsinnigen Burschen die heimliche Rückkehr ins Elternhaus zu ermöglichen. Er glaubte noch gar nicht, daß Werner zur See gegangen sein könne, sondern meinte, daß er heimlich Frieda nachgereist sei, denn die Kinder waren unzertrennlich. Er wählte ihn also zunächst bei Ihnen, war aber zu stolz, an Sie zu schreiben oder zu Ihnen zu kommen. Sie lebten schon damals in der Residenz. Er schreibt dann zuletzt: „Nun läßt es mir wegen meines Sohnes doch keine Ruhe mehr und ich werde mich doch noch so weit demüthigen müssen, zunächst meine Verwandten von seiner Flucht in Kenntniß zu setzen. Auf einem Schiffe wird er ja sicher keine Aufnahme finden, und so wird er nach der Residenz gegangen sein, wo seine Frieda wohnt. Wenn bis morgen keine Nachricht, reise ich selbst dorthin.“
Sperber hatte währenddem ein Bündchen vergilbter Papiere aus seiner Tasche genommen und das zuletzt Gesprochene von einem Blatte dieser Papiere abgelesen.
Der Kommerzienrath saß da starr und mit verglasten Blicken; er streckte mechanisch die Hand nach den Papieren aus.
Sperber reichte sie ohne Zögern hin. „Das die Tagebuchnotizen“, sagte er, in denen der Baron seinem leidenschaftlichen Schmerz über die Entartung seines Einzigen und des Legten der Güfens Ausdruck giebt, und hier die Dokumente, unter Anderen den Tauschein Werner's enthaltend.“ (Fortsetzung folgt.)

